



Zwei Weihnac

Nur Dummköpfe glauben nicht ans Christkind

VON HEINRICH ZILICH

Einer meiner Söhne kam einmal, den Ranzen auf dem Rücken, erbittert nach Hause und rief: „Denkt euch, die dummen Buben in der Schule glauben nicht ans Christkind!“

Nun — auch er mußte über ein Weilchen erfahren, daß ihm leider bloß die Eltern den Baum schmücken und sie für ihn das Spielzeug besorgen. Kein Engel nimmt ihnen die Mühe ab, obgleich sie nichts dagegen hätten, wenn plötzlich in einer Garbe brausenden Glanzes die Lichtertanne mit möglichst viel Gaben ins Zimmer gestellt würde, alljährlich am 24. Dezember bei Sonnenuntergang. Ach, die Wunder rauschen nicht so geradewegs durch die Dachluke herein. Sie wählen den Umweg durch unser eigenes Herz. Verschließt sich dessen Tür, so bleibt alles dunkel.

Zwar drehen wir die Pfennige in den langen Adventwochen täglich in der Hand und rechnen angestrengt, was uns zu kaufen möglich sei, um die Unseren zu erfreuen; dennoch leben auch wir Erwachsenen beim nächsten Überlegen ständig wie verwandelt in Erwartung des Wunderbaren. Eine süße Gewalt zwingt uns, anderen Gutes zu erweisen. Drängt nebenher die Neugier, darüber nachzugrübeln, was denn uns selber wohl beschert werden würde, so zählt das als kleiner irdischer Schlagschatten im Wunderdasein, das uns ergriffen hat, bestimmt zu den verzeihlichen Sünden. Wir sind eingehüllt in Geflüster und Raunen, in Seltsamkeiten und Geheimnisse, als glaubten wir, was wir nicht



glauben, als glaubten wir wahrhaftig, daß uns Christkind und Weihnachtsmann, das eine himmlisch leicht bekleidet, der andere wie es älteren Herren geziemt, in Pelze verhummt, die Dinge herbeitragen werden, die wir bereits heimlich selbst vorbereitet haben. Mitten in Schnee und Frost wärmt uns dies freudige Verzaubertsein. Gleicht es nicht dem Wissen, daß Gottes Liebe gegenwärtig ist, sofern wir sie bloß auffangen und weitergeben wollen? In der Adventszeit — wie wenn wir gar nicht anders könnten — sind wir dazu traumhaft sicher befähigt. Und dann am endlich herbeigekommenen Heiligen Abend, wenn uns wirklich das Licht anstrahlt, stocken wir geblendet im selbstgeschaffenen Glanz und meinen, er wäre vom Himmel herabgeströmt. Ist er es nicht? Fließt er allein nur aus uns?

Mein Sohn Clemens, das lasse ich mir nicht wegstreiten, hat recht mit seiner Entrüstung. Nur Dummköpfe behaupten, das Christkind habe mit der geheiligten Stunde nichts gemein. Freilich, das leere Geschwätz verstummt vor der brennenden Tanne ja auch. Wagen wir es darum einzugestehen: zu Weihnachten überwältigt uns, wofür wir im Alltag nicht Auge noch Ohr öffnen — das Überirdische. Sollte uns nicht auferlegt sein, wenigstens ein Teilchen davon mitzunehmen durchs ganze Jahr?

Wie hat man uns Deutsche oft verkannt, weil wir in Stürmen des Schicksals unvergleichlich kämpften und hart sein mußten, am härtesten gegen uns selbst, denn es ist nun einmal so, daß wir das Abendland auf beiden Schultern tragen und dafür seit je den Kopf auch noch hinhalten, mehr als jene, die hinter unserem Rücken hausen. Unser Wesen aber begreift niemand, der übersieht, daß wir ein Weihnachtvolk sind wie kein zweites, aufgetan der ewigen Botschaft, die von fernher Herzen sucht. Die Botschaft zu vernehmen, bedarf es der Liebe. Man soll sie uns nicht abstreiten. Vielleicht umkernt die Schale unserer Tüchtigkeit mehr davon, als wir selber zugeben wollen. Zu Weihnachten kann das ein Blinder mit Händen greifen.

Darum befremdet es uns, daß etliche Länder des Heilands Geburt nicht besser zu feiern verstehen als mit Geschrei und Faschingspäßen. Liebe tobt nicht. Ihr höchstes Fest kann nur in Ehrfurcht begangen werden, still mit den Nächsten und Gefährten, heiter und doch wie im Lauschen auf eine unhörbar vorvernehmliche Stimme, der die Herzen voll Dankbarkeit und Verwunderung antworten, weil sie ahnen, was sie auszusprechen scheuen würden, daß sich über ein solches verinnerlichtes Fest der Himmel niederwölbt.

Zu den erfolgreichsten Eroberungen, mit denen wir die Welt überzogen haben, gehören — merkwürdig und kennzeichnend! — nicht Waffengänge noch Länderewerb, sondern die deutsche Musik und — der Christbaum. Niemand hat uns dieser Triumphe wegen verdammt. Sie sind die reinsten Siege der Geschichte. Hindert es kein Tyrann, so wird unsere Art, die Christnacht zu verklären, bald überall Aufnahme finden, wo Leute wohnen, die sich für Christen ausgeben und es vielleicht nur in dem kurzen verschwappenden Augenblick wahrhaft sind, wenn sie angesichts der flackernden Kerzen vor Liebe und heiligem Schauer überquellen.

Dämmt der Christabend, so hat das Weihnachtvolk der Deutschen lauter völlig gleiche Kinder einer einzigen Mutter. In Hütte und Palast ereignet sich bei allen dasselbe. Niemals sind wir einander und Gott näher, niemals uns selber treuer. Durch Zwietracht und geschichtliche Not so häufig gespalten, jetzt sind wir ausnahmslos einig. Ohne Geräusch, ohne Wortbekenntnisse, innig und angeleuchtet vom Wunderglanz bekundet sich ein tausendfältiger Leib, dessen Augen an der schimmernden Mitte hängen.

Obschon nach Vergangenheit und Taten so alt wie das Abendland, läßt uns die Gnade einer unverwüstlichen Jugend das Wunderbare so einhellig erleben, Jugend hat Zukunft. Darum soll Weihnachten uns lehren, dem Kommenden zu vertrauen. Wenn ein Volk alljährlich in Liebe und gleicher Gläubigkeit beseligt aufatmet, ist es auserlesen zur Neugeburt aus jeglichem Elend.

Ich sah, wie einem Bösewicht, den keiner ertrug, im Schützengraben vor zwei zuckenden Talglöchern am Tannenzweig Tränen über die ledernen Wangen rollten. Er war plötzlich an seine Mutter erinnert worden. Mutter und Kind, Geborgenheit und die erlösende Verheißung — auch der Armseeligste von uns spürt in diesem Augenblick, welche befreiende Nacht sanft nach ihm greift.

Ihr Brüder und Schwestern, wofür leben wir? Uns ist die Gegenwart nur ein Weg. Wir leben allein für die Zukunft. Darum seid wie der Knabe, der sich entrüstet, weil die Dummen ans Christkind nicht glauben. Vertraut wie er auf das Licht, das ihr am Heiligen Abend erschaut. Sobald ihr die Lichter entzündet, schwillt ja schon das Jahr wieder ins aufsteigende Licht. Die Jahre der Völker haben einen langsameren oder rascheren Verlauf als das zeitliche Jahr, doch auch sie verharren nicht ewig im Finstern des Winters, sofern sich die Herzen an Verheißung und Zuversicht noch weihnachtlich zu stärken vermögen. Auf uns also kommt es an.

Georg Maurer:

RUHE IN GOTT

Ach, wie schmerzlich ist die Fülle:
ganz so schmerzlich wie die Leer.
Ob ich angesichts der Heere
goldner Engel einst mich stille

Oder muß vor freudigen Sch
ich in Gottes Arme fliehen
um geschützt an seinem
in den Frieden einzuzieh

Wie die Wälder von ihm
ihn die Teiche flam
Leiseste Gedanken
noch an seinen st

Ihm am Herzen
Selbst die Hir
Unter seinen
ist seit je d

Seine Pu
Niemand
Weist
tu un

Do
F